

19. November 2025

Liebe Freundinnen, liebe Freunde,

immer öfter gibt es Schriftsteller, für die die Schwelle zwischen den Lebenden und den Verstorbenen nicht besteht. Wahrhaftig und hellfühlend können sie von ihrem Leben mit den Verstorbenen erzählen.

Marica Bodrožić ist eine solche Schriftstellerin. 1973 im dalmatinischen Dörfchen Svib, im heutigen Kroatien geboren, wuchs M. Bodrožić zunächst bei ihrem Großvater auf. Der war früher Koch bei den Partisanen, die die Faschisten vertrieben hatten, später Glöckner der katholischen Dorfkirche. *„Jugoslawien hat mich geprägt. Es gab keinen Fernseher, kein Telefon, aber den Kommunismus und die katholische Kirche, an der ich als Pionierin vorbeimarschiert bin“, erinnert sie sich und schiebt mit einem warmen Lachen hinterher, dass Rosa Luxemburg und Jesus für sie genau die richtige Mischung sei“*

1983 kam sie nach Deutschland. 2007 erschien von ihr als drittes Buch *„Sterne erben, Sterne färben. Meine Ankunft in Wörtern“*. Der Großvater und die verstorbene Großmutter, sie sind ihre treuen Begleiter in das einfache, karge Leben. Sie träumt intensiv und die nächtlichen Bilder begleiten sie weit in den Tag hinein: *„Vor allem aber schufen mir die Bilder eine Art gefühlsmäßige Direktleitung zu meiner früh verstorbenen Großmutter Mara. Es geschah dies auf die Art der Träume, aber ich wurde nicht müde dabei, sondern hellwach und konnte mich auch immer an alles sehr genau erinnern. Dieser Resonanzraum, den mein Großvater fortwährend durch seine Erzählungen aufrechterhielt, erweckte in mir den Eindruck, Oma, zwar nicht mehr unter uns Menschen, sei doch mit einem inneren Organ berührbar und warte nur darauf, dass ich mit ihr spreche. – Großvaters Gesicht wurde offen, wenn von ihr die Rede war. Mit siebenundsechzig Jahren war sie gestorben, Jahrgang 1908 war sie, zwei Jahre älter als ihr Mann, eine Frau mit einem Blick voller Güte. Eine Photographie, auf der sie zusammen mit Großvater zu sehen ist, hat mir meine ganze Kindheit über etwas über sie erzählt. – Als Mädchen, und später oft auch als Erwachsene, betrachtete ich stundenlang diese Photographie. In ihren Händen hält Großmutter Pfefferminzblätter, die wie ein Strauß Blumen gebunden sind, und so hält sie die Minzblätter auch, als sei sie bereit, diese zu verschenken. Ihr Gesicht ist durch ihr geheimnisvolles Lächeln derart anders als auf allen anderen Bildern, die ich kenne, dass es mich wie magisch anzieht. Hier scheint sie an einem Geheimnis teilzuhaben. Als Kind stellte ich mir vor, dass dieses Geheimnis etwas mit den Minzblättern zu tun haben musste. – Es war für mich unbegreiflich, dass sie Großvater nur wegen des Todes „verlassen“ hatte. Der Tod, hatte ich angenommen, sei nur ein Wesen, dem man gar nicht folgen musste. Warum war sie so folgsam gewesen (wegen der Müdigkeit, angesammelt in zwei Weltkriegen?) und war in eine uns allen unbekannte Welt gegangen. – Großvaters Liebe für meine Großmutter hörte mit deren Tod keineswegs auf. Also musste es sie geben! Wie hätte er sonst jemand lieben können, den es gar nicht gibt? Wegen seiner Beständigkeit sprach ich mit Omas Gesicht, verband mich mit ihren freundlichen Augen und sagte ihr tausendfach im stillen, dass sie hätte bei uns bleiben müssen. Großvater liebte alles an ihr, blieb ihr siebzehn Jahre lang, bis zu seinem eigenen Tod, treu. Ihr Tod, sagten die Leute, habe nur seine Liebe zu ihr gefestigt. (Wie wohl meine Großeltern wohl leben würden, wenn sie jetzt, ohne Kriege, ohne kalte Winter und ohne fünf hungrige Kinder einander begegnen könnten?)*

Über diese luftgetragenen Kindheitsgespräche mit meiner Großmutter habe ich nie ein Wort verloren. Wie hätte ich auch erklären können, dass sie mir auf eine geheimnisvolle Art alles über sich erzählt und mich in die Pflicht genommen hatte, das Leben zu ehren und alles Erlebte auf die gleiche Art zu halten, wie sie jene Pfefferminze gehalten hatte; als könne sie sich an ihr einen besseren Halt als an einem Menschen verschaffen. Vielleicht hatte mein Großvater sie zwar sehr geliebt, aber zu wenig geküsst, und sie suchte sich anderswo (immer bei den Blumen) das Zarte. Damals war mein Austausch mit der Großmutter von einer solchen Kraft, dass ich sie manchmal am warmen Ofen Schulter an Schulter bei uns fühlte. Aber nie hatte ich sie „sprachlich“ gedacht, mir nie selbst gesagt, was ich mit ihr erlebte. Sie war wie Wasser in mir, reines wortloses Wissen.

Mit deutschen Wörtern zu den minzhaltenden Händen meiner Großmutter zurückzukehren, zum ersten Mal seit ihrem Tod in Form von Wörtern bei ihr zu sein, ist getragen von einem wachen Glücksgefühl. Darin erzählt sich mir die Berührbarkeit der unsichtbaren Welt. War Welt denn je etwas Sichtbares für mich? Nein. Welt war immer das Ganze – und kam stets aus jener Wirklichkeit, die man nicht sieht und mit bloßem Auge nicht erkennen kann. (...)

Großmutter konnte nicht schreiben. Am Alphabet konnte sie sich also nicht festhalten. Die Wörter waren für sie Jahreszeiten, Winde, Schnee, Sonnen, und die tagein, tagaus an sie geknüpfte Feldarbeit, die Maisernte, die Kartoffelernte, der Wein, die Rüben, die Bohnen, die Tomaten. Das Leben außerhalb und innerhalb der Winde. Das Gehen im Wetter. Vom Wetter gestützt. Es lag nach einem schweren Tag auf den Feldern und in den Gärten nie ein Buch auf ihrem Tisch. Selbst die Bibel war ihr bloß ein Land aus unlesbaren Zeichen, Absätzen und nur dem Augenwirbel des Pfarrers vorbehalten. Meiner Mutter gab sie vom ersten Moment an ihre Wärme wie andere einem Birnen oder Äpfel in die Hand drücken. Sie wusste, wie man Menschen ankommen lässt. Nie hatte sie mehr von der Welt als das dalmatinische Hinterland gesehen. Trotzdem war sie eine Menschen-Lesende, kannte die Sorgen und Nöte ihrer Nachbarn, verstand gleich, wenn sie gebraucht wurde, war fähig, etwas von den nervösen Zuständen der Nachbarinnen in Heiterkeit aufzulösen. Freundinnen hatte sie keine. Freundschaft gehörte zum Bereich des Luxuriösen. Wenn auch die Zeiten schwer waren, öffnete sie ihre Türe und teilte auch das wenige, was sie besaß, genauso wie mein Großvater. Beide hatten sich eine harte Epoche ausgesucht, um auf der Erde jemand mit einem Namen und ein Mensch zu werden.“

Man muss nicht Schriftsteller sein, um ein Verhältnis zu den Verstorbenen zu erhalten. Es genügt, immer einmal zu ihnen hinzudenken und hinzufühlen – und plötzlich sind sie da, spürt man, wie sie um einen herum sind, wie sie auf unser Sein und Tun hinschauen. Oft ist mein Großvater bei mir, er starb, als ich vierzehn Jahre alt war. Weniger oft ist mein Zwillingbruder bei mir, er ging über die Schwelle im Alter von achtunddreißig Jahren, die Mutter war uns mit neunundvierzig Jahren genommen, wir waren noch nicht einundzwanzig – sie kommt hin und wieder.

Sicher sind Fotos eine gewisse Hilfe; eine gute Brücke zu ihnen ist – nach Rudolf Steiner – auch ihre Schrift. Zwar gedenken wir unserer Verstorbenen traditionsgemäß im November; es werden die Gräber geschmückt und Lichter werden aufgestellt. Doch die Toten sind immer dort, wo wir sind und wo wir ihrer liebevoll gedenken.

Nächtliche Botschaft

Noch andre Botschaft rieselt aus der Nacht
in meines Wesens kaum bewusste Schichten,
im Wellengang von Tönen und Gesichtern
wird mir von Toten letzter Sinn gebracht.

So wenig in den stoffgebunden Reichen,
seit Schöpfertum im Sonnenkreis begann,
ein Körnchen Staub verlorengehen kann,

Zu deuten, das Gefühlte, bleibt versagt.
Die Toten rufen uns auf eigne Weise
mit Klängen wie von einer Sternenreise —
nur Eines weiss ich, da der Morgen tagt.

So wenig darf ein Seelenhauch entweichen.
Wohin er weht, wenn er dem Leib entflieht —
die Frage scheut, wer keine Grenze sieht.

Albrecht Haushofer (7.1.1903 – 23.4.1945)

Noch eine gute, stille Novemberzeit wünschend, grüßt Sie alle herzlichst
Ihr / Euer Rainer (Wuttig)